RICHARD SCHRODT

Das schöne Fremde im deutschen Wortschatz

1. Eine Frage ...

Anglizismen sind potenzielle Stolpersteine im sprachlichen Alltag: Das wird wohl niemand leugnen. Der Gedanke liegt nahe, diese Stolpersteine radikal zu beseitigen. Die freie Bahn zum richtigen Verständnis wird gefordert. Diese freie Bahn, so wird behauptet, darf keine anstößigen Fremdlinge enthalten. Deshalb werden Vereine gegründet, Symposien abgehalten, Bücher ge-

schrieben, Internetseiten gestaltet. Es ist kein Thema aus dem Elfenbeinturm der Germanistik: Für Sprachkritik und Sprachpflege engagiert sich eine interessierte Öffentlichkeit. Darüber könnte man froh sein, geht es doch um einen guten Zweck, der Sicherung der Kommunikation. Da mag es erstaunlich sein, dass aus den Reihen der Fachwissenschaft zur Besonnenheit gemahnt wird: Nicht das Fremdwort sei das Problem, sondern das Fachwort (oft in Gestalt eines Fremdwortes); Fremdwörter sind für das Funktionieren der Sprache wichtig, weil sie die notwendigen Bedeutungs-differenzierungen im Wortschatz signalisieren; Fremdwörter zeigen einen sozialsymbolischen Mehrwert an, der gerade für einen konkreten Kommunikationsakt wichtig sein kann (Stickel 1985, Linke [in diesem Band]); aus soziologischer Sicht ist die traditionelle Grenze zwischen Erbwort und Fremdwort fragwürdig (von Polenz 1979); und vielleicht ist das Deutsche überhaupt eine Mischsprache (Munske 1988), für die sprachliche Reinheit nicht gefordert werden darf. Daran schließt sich die Frage an, ob es überhaupt eine „reine“ Kultursprache geben kann – das Altgriechische enthält Wörter aus den „barbarischen“ nicht-griechischen Sprachen, das Latein Wörter aus dem Griechischen, und schon das Altindische hatte Wörter aus den umliegenden nicht-indogermanischen Sprachen übernommen. Es ist leicht, manchen fremdwortpuristischen Strömungen einen unangemessenen Sprachnationalismus nachzuweisen. Dennoch gerät manchen die Permissivität der Sprachwissenschaft zur Libertinage: Die Stolpersteine gibt es ja, die Anstößigkeit ist vorhanden, die Kommunikation kann problematisch werden.

Es lohnt sich also, die Frage neu zu stellen: Warum gibt es überhaupt Stolpersteine in der Kommunikation? Wir stehen vor einem Paradox: Alle Erklärungen des Sprachwandels laufen darauf hinaus, dass sprachliche Veränderungen die Kommunikation erleichtern. Längeres wird gekürzt, Überflüssiges beseitigt, Unähnliches ähnlich gemacht, Wechselndes ausgeglichen. Da wird tatsächlich alles, das der Kommunikation hinderlich ist, aus dem Weg geräumt. Warum und wie kann noch etwas übrig bleiben?

2. ... und drei Antworten ...:

2.1 Der sozialsymbolische Mehrwert

Ich sehe drei Gründe dafür. Der erste ist der sozialsymbolische Mehrwert, von dem im Beitrag von Angelika Linke die Rede ist. Karl Bühler hat neben der Darstellungsfunktion der Sprache auch noch auf Appell und Ausdruck hingewiesen, also auf Funktionen, die neben dem dargestellten Inhalt die Steuerung des Empfängerhaltens durch das Zeichen und die Übermittlung der Intention des Senders bewirken (die Zahl der sprachlichen Funktionen kann noch vermehrt werden, doch ist das hier nicht wichtig). Ich vergleiche diese Funktionen mit dem Begriff der „analogen Kommunikation“ nach Paul Watzlawik und sehe den sozialsymbolischen Mehrwert als metaphorische Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Signal und Referent, hier also

zwischen dargestelltem Inhalt und sprachlicher Gestalt: Das Fremdwort signalisiert mit seiner Auffälligkeit eine besondere Art der Beziehung, einen menschlichen Wert, der ebenfalls kommuniziert und insofern dargestellt wird und um den es vielleicht im konkreten Kommunikationsakt besonders geht. Die Aufschrift auf einem Kleidergeschäft „Casual Wear“ signalisiert mir (Jhg. 1948), dass ich dort nichts (mehr) zu suchen und zu finden habe. Es ist eben Freizeitkleidung für modebewusste junge Menschen mit einem bestimmten Lebensstil und nicht für (nur im Prinzip!) akademische Krawattenträger. Fremdwörter können in der Alltagskommunikation, wenn sie bewusst verwendet werden, Grenzmarken der Verständigung sein. Sie funktionieren genauso wie Neuwörter, Modewörter und Jargonausdrücke. Sie sind in dieser Funktion Bekenntnis und fordern Bekenntnis ein. Wenn sie Anstoß erregen, dann wollen sie Anstoß erregen. Sie signalisieren: Wenn du mir zuhörst, wenn du mit mir reden willst, dann musst du dich auf meine Lebensform einlassen. Eine darwinistische Betrachtung der Sprache, eine Sprachauffassung, die nur die Sicherheit und Leichtigkeit der digitalen Kommunikation berücksichtigt, ist verfehlt. Wenn wir sprechen, dann sprechen wir immer auch über uns – über unsere Einstellungen, Werthaltungen und Bedürfnisse. In jedem sprachlichen Akt geben wir von uns etwas Preis. Wir stellen uns im Sprechen zur Schau. Wir bekennen uns zu den Unsrigen, wir grenzen uns von den Anderen ab. Wir markieren unsere Lebensform sprachlich – und zwar oft nicht in dem, *was* wir sagen, sondern immer auf die Weise, *wie* wir etwas sagen. Sozialsymbolische Mehrwerte sind natürlich das klassische Schlachtfeld der Kulturkritik, und hier gerät jede Sprachkritik zur Kulturkritik. Die Abwehr von Amerikanismen, die Gegnerschaft zur amerikanischen Populärkultur, ist eine direkte Reaktion auf die Annahme ebensolcher Werte in der modernen Jugendkultur. Dagmar Schütte (1996; der Titel dieses Beitrags ist von ihrem Buch inspiriert) hat überzeugend nachgewiesen, dass US-amerikanische Werte in deutschen Werbeanglizismen thematisiert werden. Die „Amerikanisierung des Daseins“, also ausgeprägte Konsumwünsche und gleichzeitig der Rückzug ins private Glück und in die soziale Konformität bestimmten die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. In den 60er-Jahren kamen vermehrt Selbstentfaltungswerte auf, bis gegen Ende dieses Jahrzehnts in einer Umbruchphase die traditionellen Werte ihren verhaltenssichernden Charakter verloren. In den 70er-Jahren leitete die Hochschätzung von hedonistischen Werten eine Wertepluralisierung ein, die sich in den 80er-Jahren fortsetzt. Für die amerikanische Gesellschaft zentrale Werte wie Demokratie, Chancengleichheit und die individuelle Praxis der Freiheit fanden auch ihren Eingang in die deutschsprachigen Länder. Das Bedürfnis nach Selbstentfaltung und der Wunsch nach Selbstpräsentation wurden medial (v. a. durch das Fernsehen) vermittelt: Life-style, Modernität und Trendbewusstsein wurden immer wichtiger. Alles das lässt sich an den Werbeanglizismen ablesen: Anglizismen unterstützen hier die Mythologisierung der Produkte und geben ihnen ein weltoffenes, exklusives, gefühlsbe-

tontes, interessantes und dynamisches Flair. Neue Lebensstile treten in die deutsche Alltagskultur; ihnen entsprechen Wörter mit einem stark ausgeprägten Erlebnisprofil. Es lohnt sich, die letzten Sätze ihrer Zusammenfassung zu zitieren:

Anglo-amerikanische Einflüsse auf die deutsche Sprache sind in der Forschung zu-
meist negativ bewertet worden [...]. Zumindest aber werden „Bedenken“ [...] geäu-
ßert. Die Untersuchung hat jedoch gezeigt, daß die Verwendung der englischen Spra-
che in der Anzeigenwerbung keine Substitution, sondern eine Ergänzung der deutschen
Sprache bedeutet. Häufig verwendete Anglizismen werden mehr und mehr in die deut-
sche Sprache integriert und schon von der nächsten Generation nicht mehr als Fremd-
wörter empfunden werden. Isoliert auftretende Anglizismen der Werbesprache, die
nicht in die Allgemeinsprache übernommen werden, verschwinden nach einer gewis-
sen Zeit von selbst – sie haben ihren Werbezweck erfüllt und können durch neue Wör-
ter ersetzt werden. In beiden Fällen ist daher die deutsche Sprache – ob dauerhaft oder
nur für kurze Zeit – bereichert und nicht verdrängt worden. Auch weiterhin wird sich
Sprache als Instrument der Verhaltensorientierung an aktuelle Kommunikationsbedürf-
nisse der Sprecher anpassen. Dazu gehört aufgrund intensiver Kulturkontakte sowie
zunehmender Internationalisierung des Mediensystems und der Absatzmärkte auch die
Entlehnung von Anglizismen. Diese Entwicklung sollte jedoch nicht als Dominanz ei-
nes fremden Sprachsystems, sondern als ein Aspekt unter vielen Merkmalen unserer
Alltagskultur aufgefaßt werden.

2.2 Interferenzen von Fachsprache und Alltagssprache

Anglizismen finden sich in letzter Zeit sehr oft in manchen Fachsprachen
und werden damit auch oft zum allgemeinen Problem derer, die gelegent-
lich mit Fachsprachen zu tun haben müssen. Normalerweise werden Fach-
sprachen in geschlossenen Kommunikationsgemeinschaften verwendet und
geben ihnen ihr terminologisch gefestigtes Fundament. Innerhalb dieser
Kommunikationsgemeinschaften gibt es oft weitere Verzweigungen und Ver-
ästelungen, die auf einen verschiedenen methodischen Zugang weisen. Je-
der Germanist und jede Germanistin weiß, was „Subjekt“ und „Prädikat“ be-
deutet. Oft wissen es auch die Nicht-GermanistInnen (obwohl diese beiden
Begriffe in der Fachwissenschaft durchaus nicht überall gleich verwendet
werden). Was eine „Perkolation“ sein kann, wissen vielleicht nur die Gene-
rativistInnen, und was das „Prokrastinationsprinzip“ besagt, weiß vielleicht
nur ein Teil von ihnen. Wer nur Literaturwissenschaft oder angewandte
Sprachwissenschaft betreibt, wird sich auch ohne diese letzten beiden Be-
griffe verständigen können. Hier ist die Welt in Ordnung.

Die Welt ist dort nicht in Ordnung, wo ein Zweig oder ein Ast in die Do-
mäne des Stammes wuchert und dem angestammten Alten seine neuen Er-
rungenschaften aufpfropfen will. Hier sind Abstoßungsreaktionen und Miss-
verständnisse zu erwarten. Das Fachwort kann zum Kampfwort werden und
erhält damit einen wissenschaftssymbolischen Mehrwert. Solche Vorgänge
waren schon immer in der Fachwissenschaft gang und gäbe, und die Ge-
schichte der Fachwissenschaft liest sich auch als eine Geschichte der Sprach-

kämpfe. Im Alltagsleben ist das folgenlos – außer es stellen sich Interferenzen mit der Fachwissenschaft ein. Solche Interferenzen sind im Bereich der Anglizismen heute vor allem mit der Computerkultur verbunden; sie waren aber auch schon früher in manchen Bereichen vorhanden – meist ohne als Kommunikationsprobleme auffällig zu werden. Was ein „Choker“ ist, weiß man nur, wenn man ein altes Auto fährt. Früher hat das jeder gewusst, weil es jeder wissen musste: Das Hantieren mit dem Choker gehörte damals zum normalen Umgang mit dem Automotor. Zu diesem normalen Umgang und daher zum Lehrstoff der Fahrschulen gehörte es auch, den Vergaser selbst einzustellen, wenigstens von Winter- auf Sommerbetrieb und umgekehrt. Durch den technischen Fortschritt (elektronisch gesteuerte Einspritzanlagen) sind Ding und Begriff fast verschwunden (ich schreibe das ohne Bedauern). Der Anglizismus hat seinen Zweck erfüllt und ist abgetreten. In einer Umfrage unter ca. 70 Studierenden im Juni 2000 kannten nur 4 dieses Wort, alle davon fuhren einen Oldtimer. Die Welt ist aber dort nicht in Ordnung, wo neuer Fachwortschatz zum Allgemeingut erklärt werden soll. Im Prinzip ist es gleichgültig, ob das entsprechende Wort ein Anglizismus ist oder nicht – doch die Chance, ein Anglizismus zu sein, ist heute deutlich höher als früher.

Dazu ein Beispiel: Ein Prospekt der TELEKOM AUSTRIA wirbt für die Herstellung eines Internet-Anschlusses. Dieser Prospekt wendet sich vielleicht nicht an alle, aber sicher nicht an einen elitären Personenkreis: Ins Internet will und soll doch heute jede(r). Das Wissen, was ein „ISDN-Basisanschluss“ ist, wird jedenfalls vorausgesetzt – vielleicht zu Recht, diese Technik ist weit verbreitet. Was ein „ADSL-Drive“ ist, kann man gerade noch aus dem Prospekt erraten. Doch dafür braucht man eine bestimmte Ethernet-Steckkarte, die von den Technikern der Telekom Austria auf Verlangen eingebaut wird. Problematisch wird aber, wenn von den Interessenten Folgendes verlangt wird: „Bitte geben Sie am Formular an, welches Steckkartensystem Ihr PC unterstützt (USB, PCI oder ISA).“ Es soll PC-Benützer geben, die nicht einmal wissen, dass es im PC Steckkarten gibt. Warum auch? Viele AutofahrerInnen wissen nicht, dass ihr Auto ein (oder mehrere) Kardangelenke und Simmerringe hat, obwohl beides entscheidend zum Fortkommen ihres Wagens beiträgt. Sich mit dem Mechaniker über einen defekten Simmerring oder ein ausgeschlagenes Kardangelenke unterhalten zu müssen, ist ein recht seltener Fall (der noch dazu wohl von den meisten Mechanikern nach Kräften vermieden wird). USB, PCI und ISA sind dreifache Stolpersteine: Fachwörter, Anglizismen und Abkürzungen. Eine gewaltige Herausforderung für den/die „Normaluser/-in“, die oft (jedemfalls bei der Entscheidung zwischen PCI und ISA) nur durch Hantieren mit den Schraubenzieher bewältigt werden kann. Was tun, wenn sowohl PCI als auch ISA vorhanden sind (viele Hauptplatinen haben beide Bussysteme)? Es soll ja auch Normaluser geben, die nicht wissen, was ein „Bus“ (als Computer-Fachbegriff) ist.

2.3 Die Kreation von Lücken

Die unselige Diskussion über den Unterschied zwischen „schädlichem“ und „nützlichem“ Fremdwort (wobei man die Skala zwischen „schädlich“ und „nützlich“ in mehrere Stufen unterteilen kann) läuft meist auf eine wortfeld-bezogene Entscheidung hinaus: Wenn es eine „Lücke“ im Wortfeld gibt, ist das Fremdwort eher nützlich, wenn nicht, bleibt es bei schädlich. Diese Argumentation ist aber gerade bei den meist bekämpften Anglizismen, den Trendwörtern, völlig unangebracht, denn gerade hier schafft der sozialsymbolische Mehrwert in jedem Fall eine passende „Lücke“. Die Funktionalität von Bedeutungs differenzierungen ist in der Forschung immer wieder hervorgehoben worden; daraus lässt sich kein sprachwissenschaftliches Argument gegen den Anglizismus ableiten. Problematisch mag nur der Fall der Differenzierung selbst sein. So muss man sich im Bereich der Fachterminologie immer wieder fragen (dürfen), ob ein neuer Terminus tatsächlich kommunikativ notwendig ist. Gerade im Bereich der Geisteswissenschaften besteht auf manchen Gebieten eine Tendenz zur terminologischen Lösung sachlicher Probleme, die man nicht unkritisch hinnehmen sollte. Wenig beachtet wird aber, dass sich (metaphorisch ausgedrückt) das Fremdwort seinen eigenständigen Funktionsbereich im konkreten Sprechakt selbst schaffen kann. Anders ausgedrückt: Bedeutungs differenzierungen entstehen oft spontan und können dann und danach natürlich usualisiert werden. Am Anfang des Differenzierungsaktes kann es aber zu sprachkritischen Überlegungen kommen, zur Frage also, warum gerade dieses Wort in diesem Sinn verwendet wird, wo es doch auch ein anderes (indigenes) dafür gibt. Solche Überlegungen stellen sich v. a. dann ein, wenn beide quasi-synonyme Wörter in Nachbarschaft vorkommen. Wieder handelt es sich nicht um ein spezielles Problem der Anglizismen, sondern um einen allgemeinen Bereich, der allerdings wohl meist eine Nähe zum Sonder- oder Fachwortschatz hat.

Dazu ein Beispiel: Im Vorwort zu Eugenio Coseriu, Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft, Tübingen 1988, steht Folgendes zu lesen (Hervorhebungen von mir):

Diese Einführung ist aus Vorträgen und Vorlesungen entstanden, die der Autor zu verschiedenen Zeiten in Italien und in Spanien zur beruflichen Fortbildung seiner Hörer gehalten hat. Das erklärt zum einen die zahlreichen Beispiele aus dem Italienischen und dem Spanischen. Zum anderen erforderte diese Art der Wissensvermittlung eine gewisse *Vereinfachung* (wenn auch keine *Simplifizierung*) in der Darstellung des recht umfangreichen und zuweilen auch komplizierten Stoffs.

Vereinfachung, wenn auch keine *Simplifizierung*: Die abwertende Bedeutungskomponente von „Simplifizierung“ ist den geläufigen Wörterbüchern nicht einfach zu entnehmen. Das Duden-Universalwörterbuch gibt als zweite Bedeutungsbeschreibung nur eine „starke Vereinfachung“ an, und das muss nicht pejorativ gemeint sein. Vermutlich ist also diese Bedeutungs differenzierung spontan entstanden. Erstaunlich mag hier die Tatsache sein,

dass gerade die latinisierende Bildung abwertend verwendet wird – vielleicht hat hier der Bedeutungsbereich von „simpler“ und „simplex“ eingewirkt. Ein Beispiel für eine wahrscheinlich spontane Bedeutungsdivergenzierung als Anglizismus entnehme ich einer Anzeige der österreichischen Tageszeitung „Der Standard“ vom 27. März 2000, S. 26. In einem ganzseitigen Inserat für ein „Standard“-Abonnement in Verbindung mit einem Computer und einem Internetanschluss wird angeführt, was der/die Beworbene zu erwarten hat: ein Computer mit Bildschirm, dazu das „Standard“-Abonnement, und weiters einen Internet-Anschluss, 600 FreeSurf-Minuten, eine Schulungs-CD und als zusätzliches „Plus“ eine Homepage mit individueller Selbstpräsentation und einem personalisierten *Content* (meine Hervorhebung) aus den Bereichen Politik, Finanz, Sport usw. „Content“ als Anglizismus finde ich weder in den geläufigen Fremd- und Fachwörterbüchern noch in „Das neue Trendwörter-Lexikon“ von Sebastian Loskant (o. O. 1998; Bertelsmann) noch im Duden-Wörterbuch der Szenesprache (Mannheim 2000). Oliver Rosenbaum, *Chat-Slang*, München-Wien 1999 (2. Aufl.), hat nur „content-provider“. Die ausführlichste Information gibt das Trendwörter-Lexikon von Matthias Horx (Düsseldorf usw. 1994): „Spielt in der Diskussion um neue Medien eine große Rolle, da nach der meist technisch inspirierten Euphorie der ersten Jahre jetzt die Frage nach den Inhalten auftaucht, die die neuen Medien überhaupt transportieren sollen.“ Diese Eintragung führt immerhin zu den Motiven der Bedeutungsdivergenzierung: „Content“ ist ein Inhalt, so viel ist gewiss, doch eben ein spezieller, ein für eine Homepage geeigneter. Es dürfte gar nicht so leicht sein, den Inhalt von „Content“ eindeutig zu beschreiben – wichtiger ist wohl das Medium, in dem dieser Inhalt präsentiert wird, und aus diesem Medium entsteht auch der Anglizismus, sozusagen als mediensymbolischer Mehrwert.

3. ... mit einer Schlussfolgerung

Das Problem der Anglizismen im Deutschen ist nicht das ihrer „Anstößigkeit“, denn man soll sich an ihnen stoßen, sondern ihrer unbedachten Verwendung. Wer einen Werbeprospekt für die Allgemeinheit schreibt, in dem Wörter vorkommen, die dieser Allgemeinheit fremd sind („Fremdwörter“ in einem anderen Sinn), hat seine Aufgabe nicht erfüllt und seine Chance auf erfolgreiche Kommunikation vertan. Nicht anders ergeht es dem Fachwissenschaftler, der die interessierte Öffentlichkeit mit seinem Fachwortschatz verprellt. Probleme im Bereich der Interferenz mit einem Fachwortschatz sind nicht einfach durch das Publizieren von Verdeutschungswörterbüchern zu beheben. Hier wäre die Arbeit einer mit entsprechendem Prestige ausgestatteten (staatlichen) Institution hilfreich: Sie könnte Vorschläge machen, die von der Sprachgemeinschaft angenommen, aber auch abgelehnt werden können; eine weiter gehende Sprachregelung legislativ einzuführen, halte ich für nicht angebracht. Ohne die Mitwirkung von Spezialisten aus den verschiedenen Fachbereichen geht es hier aber nicht. Für den Bereich des all-

tagssprachlichen Wortschatzes kann alles so bleiben, wie es ist: Da muss es auch Ecken und Kanten geben. Verdeutschungswörterbücher, die „groupie“ durch „Popschlampe“ und „erotic center“ durch „Lusthölle“ ersetzen wollen, sind lächerlich. Mögen wir auch nicht in der besten aller Welten leben, so leben wir doch aller Wahrscheinlichkeit nach in der besten Sprachwelt und dürfen der Sprache nicht die Mängel zuschreiben, deren wir uns schuldig fühlen oder die wir anderen in die Schuhe schieben.

Literatur

- Munske, Horst Haider (1988): Ist das Deutsche eine Mischsprache? in: Munske, Horst Haider et al. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. L.E. Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York. S. 46–74.
- Polenz, Peter v. (1979): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Braun, Peter (Hg.): Fremdwort-Diskussion. München. S. 9–31.
- Schüttl, Dagmar (1996): Das schöne Fremde – Angloamerikanische Einflüsse auf die Sprache der deutschen Zeitschriftenwerbung. Opladen.
- Stickel, Gerhard (1985): Das „Fremdwort“ hat ausgedient. In: Institut für deutsche Sprache. Mitteilungen 11, S. 7–17.